

DIE HIMMELSTÜRMER.

Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausg. von J. W. Wolf. Zweiter Band. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung. 1855. 8°. S. 2—7.

- ² Ein Märchen (Hausmärchen No. 5) erzählt von einem lahmen Schneider, den Petrus aus Mitleiden in den Himmel schlupfen lässt und der dort die Gelegenheit ersieht, sich auf den Thron Gottes zu setzen. Als er da auf Erden ein altes Weib erblickt, das beim Waschen ein Paar Schleier stehlen will, wirft er den Schemel auf es herab. Wegen der Anmassung, Gottes Stelle zu vertreten, zu richten und zu strafen, wird er wieder herausgewiesen. Wenn er Gottes Sitz einnimmt, so ist dadurch die feindselige Gesinnung widerstrebender Geister ausgedrückt, welche in den Himmel eindringen und die Herrschaft an sich reißen wollen, aber herabgestossen werden. Listiger als der Schneider fängt es in einem anderen Märchen (No. 81)
- ³ der Bruder Lustig an. Er reicht dem Apostel, der ihm den Eintritt verweigert, seinen Ranzen hinein, in welchen er alles bannen kann, was er will. Als Petrus den Ranzen im Himmel aufgehängt hat, wünscht sich der Bruder Lustig selbst hinein und hat nun erlangt, was er wollte. Der Spielhansel (No. 82) ist kein anderer, zeigt sich aber noch deutlicher als Himmelsstürmer. Er begibt sich mit seinen Genossen, das sind Teufel, die er im Spiel dem Lucifer abgewonnen hat, nach dem Himmel, und sie stürmen mit grossen Stangen, die sie ausgerissen haben, so gewaltig, dass der Himmel schon anfängt zu krachen. Petrus muss sich entschliessen, ihn sammt seiner Rotte einzulassen. Spielhansel fängt gleich wieder sein gottloses Spielen an, und die Unholde machen einen solchen Lärm, dass sie wieder müssen hinausgeworfen werden. Man sieht, es sind die den Göttern verhassten, übermüthigen Riesen, die nordischen Iötnar, die Thorr mit seinem Donner bekämpft, der hier durch Petrus ver-

treten wird. In dem merkwürdigen Märchen aus der Bukowina (S. I 178) schiff't Gott mit dem Teufel auf dem Wasser und lässt ihn Sand aus dem Abgrund holen, welchen er ausstreut und damit das Festland erschafft. Als der Herr in den Himmel wieder hinaufsteigt, dringt der böse Geist mit hinein und durch rückwärts gesprengtes Wasser erzeugt er eine so grosse Menge Teufel, dass Engel und Heilige nicht mehr Raum haben. Gott beruft den Elias, der hier die Stelle von Thorr vertritt und mit Donner, Blitz und vierzigtäglichem Regen den Teufel und sein Gefolge wieder hinaustreibt. Die ganze Erzählung ist so alterthümlich und so bedeutungsvoll, dass sie wie ein Stück aus der Edda lautet. Den Zorn des Elias auf den Teufel erklärt eine wallachische Sage (Schott S. 375): der Böse hat ihn verlockt, seinen Vater und seine Mutter zu erschlagen, und Gott gestattet ihm, Rache zu nehmen. Da haust Elias so furchtbar mit Donner und Blitz, dass die ganze Welt zu Grund gegangen wäre, wenn ihm der Herr nicht den rechten Arm gelähmt hätte. Der Kampf des Elias mit dem Antichrist in dem alten Gedicht Muspilli empfängt dadurch neues Licht: von dem Blut, das aus der Wunde des Elias trieft, entzündet sich die Erde, und das Weltall geht in Flammen auf, vgl. Deutsche Mythologie S. 157—159. In einem Märchen aus dem Harz (Pröhle No. 17) geht Thorr als Schmied mit seinem gewaltigen Hammer zu dem Höllenthor, das auf einen Schlag zusammenfällt. Dann spielt er (ein bildlicher Ausdruck für Kampf) mit vier Teufeln, und einer nach dem anderen, so wie er verloren hat, wird, der Verabredung gemäss, mit dem Hammer erschlagen. Hierauf zerstört er die ganze Hölle.

Abgeschwächt wird die Sage, wenn der Eindringling keine feindliche Gesinnung zeigt, sondern nur die menschliche Gemeinheit mitbringt. So ist sie zu einem blossen Scherz geworden in einem schwäbischen Märchen, das Meyer (No. 18) mittheilt. Ein ganzer Gemeinderath war in den Himmel eingelassen worden; nun kommt der Büttel und verlangt gleichfalls Zutritt. Petrus verweigert ihn, wenn er nicht zuvor den Gemeinderath herauszubringen wisse. Das Himmelsthor wird ihm nur so weit geöffnet, dass er mit einem Auge hineinsehen

kann: da ruft er: »traussen gibts ein Weinkauf«, worauf der ganze Gemeinderath blitzschnell hinausläuft, um nach Herzenslust zu trinken. Noch humoristischer und anmuthiger ist die Darstellung in dem Märchen vom Meister Pfriem (Hausmärchen No. 178)*), in dem auch alte und schöne Züge vorkommen. Er betritt nur im Traum den Himmel, wo er anfangs seine abgünstige Gesinnung verbirgt; doch bezähmt er sich nicht lange, bricht los und setzt alles herab, was er im Himmel sieht, worauf er hinausgeschoben wird. Ich kann eine mindestens dreihundert Jahre ältere Auffassung nachweisen. Im sechzehnten Jahrhundert dichtete Martin Heineccius ein lateinisches Lustspiel, das er hernach ins Deutsche übersetzte. Es erschien unter dem Titel Hans Pfriem oder Meister Kecks ohne Angabe des Orts, unter der Vorrede steht 1582: es ward zu Leipzig 1603 und zu Magdeburg 1606 wieder abgedruckt, s. Gottscheds Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst 1 S. 119. 2 S. 244. In der Vorrede erzählt der Verfasser das Märchen, das seinem Gedicht zu Grund liegt, und bemerkt am Schluss, dass D. Luther es gekannt und Wohlgefallen daran gehabt habe, wie man aus seinen Predigten über das 15. Capitel des ersten Briefs an die Corinther sehen könne. Ich will bei dem Auszug die Worte des Heineccius so viel als möglich beibehalten. Es war vor Zeiten ein Fuhrmann, Hans Pfriem genannt, ein seltsam wunderlicher alter Kunde, der seines Kopfs war, meinte, jedermann müsste sich nach ihm richten, er aber nach niemand. Nun weil der Hans Pfriem so gar unverträglich und unruhig, ja so gar überklug war, bedurfte man seiner im Paradies nicht, und ward verboten, wenn er stürbe, ihn einzulassen. Er stirbt aber und flickt sich nein, wie er kann, ehe mans innen wird. Da man ihn her austreiben will, gibt er gute Worte, saget zu, er wolle fromm sein; man lässt es geschehen. Bald aber im Nu, da er allerlei sieht, wie man handelt im Paradies, da es alles auf besonder himmlische Weise zugeht, dessen er nichts verstehen noch in seinen Kopf bringen

*) [Wilhelm Grimm hatte es zuerst im Berliner Taschenbuch von H. Kletke, Alexander Duncker, Eduard Hänel, Berlin 1843, S. 168—173 mitgetheilt.]

kann, wird er in sich selbst unwillig und wünscht schier, er wäre nie hinein kommen. Denn es thut solchen Leuten faul (sie werden ärgerlich), wenn sie Köpfelein nicht brauchen sollen. Gleichwohl verbeisst er des Dinges viel und lässt sich nichts merken, ohne dass er mit sich selbst wundert, wenn er siehet, wie die Jungfräulein in Sieben Wasser schöpfen, etliche tragen es in alte löcherige Fässer, die, ob es gleich raus läuft, doch allzeit voll bleiben; das kann er nicht verstehen, ist ihm gar seltsam Ding. Dergleichen er sonst viel mehr siehet und darf es doch nicht tadeln. Eines Males sieht er mit einem langen Zimmer (gezimmerten Balken), das sie auf den Achseln tragen zu einem engen Gässlein zu, da sie die Quer mit dem Holze hindurch wollen. Das möchte ihm den Tod thun, doch darf es nicht schnappen lassen. Endlich stösst er auf einen Fuhrmann, der mit Pferd und Wagen im tiefsten Schlamm in einem Pfuhl steckte, konnte weder hinter sich noch vor sich: spannte die Pferde zwei hinten und zwei vorne an und hieb darauf. Das konnte Hans Pfriem nicht vertragen, weil es seines Handwerks war: schreit zum Fuhrmann ungestümlich ein und strafft ihn wegen des närrischen Vornehmens, als er meinte: hiess ihn die Pferde zusammen spannen und antreiben; das brach ihm den Hals. Denn alsbald es kund wird, dass er den Vertrag gebrochen und seiner Zusage vergessen hätte, schickte man eilend hin und lässt ihn erinnern, dass er das Paradies räume. Da wird er erstlich verzagt, fasst aber hurtig einen Muth und erkühnet: wird frech und trotzig wider alle der heiligen Seelen, die ihn hinaus zu weisen an ihn treffen. Rückt sämmtlichen und sonderlichen ihre Gebrechen auf, damit sie auf der Welt beschrien waren: dem seligen Schächer, so zu der Seiten Christi gekreuzigt ward, wirft er den Galgen vor, der Maria Magdalenen ihre Unzucht und die sieben Teufel, Zachäo seine Untreu, Diebstahl und Finanzerei, S. Petro sein Verläugnen, Schwören und Meineid und anderes, S. Paulo seine Verfolgung und Gottes Lästerung, Moysi seinen Unglauben und Zweifel, dadurch er das gelobte Land verschärzet, ja auch sein Grab, das Gott nicht hat wollen wissen lassen. Mit solcher Weise schützt sich Hans Pfriem und macht aller Heiligen Sinnen an

ihm zu Schanden, so dass ihr keiner vermag ihn auszutreiben, sintemal sie alle selbst grosse Sünder, so wohl als Hans Pfriem sich bekennet, gewesen waren. Wie thun sie ihm aber? Sie schicken die unschuldigen Kinder an ihn, die Herodes ermordet hatte, als die in kindlicher Unschuld wären und aller begangenen Sünden frei. Die weiss Hans Pfriem nichts zu zeihen, aber damit er sich noch schütze auch vor ihnen, erdenkt er geschwinde den Rank und theilt ihnen Pfefferkuchen aus, Äpfel, damit man die Kinder schweigt, und führt sie hernach mit sich hinaus spazieren, da er ihnen Äpfel und Birn und ander Obst schüttelt, mit ihnen spielt und kurzweilt, dass sie also vergessen ihn auszutreiben. So hält sich mit dem Märlein. Der Unterschied liegt darin, dass Pfriem sich weigert den Himmel zu verlassen und sich geschickt und listig zu vertheidigen weiss, in den Vorwürfen aber, die er den Heiligen macht, seine widerstrebende Gesinnung an den Tag legt. Er ist hier kein Schuhmacher, sondern ein Fuhrmann und wird in den Personen des Lustspiels als Fuhrpech bezeichnet: aber der Name Pfriem (subula Ahle) passt besser zu jenem. Die Zusätze des Lustspiels gehen uns hier nichts an; dem Pfriem, auch dem hl. Petrus ist eine Frau beigegeben und in die Handlung verflochten. Pfriem ist als ein gemeiner Mensch geschildert, der in seinem Zorn schimpft und flucht.

Wilhelm Grimm.